



Die Augen aufgetan.

Grün war das Tal, blau der Himmel darüber und blau der blühende Flachs auf den Feldern. Grau waren die steinernen Leiber der Niesenberge, schneeweiß die niederstürzenden Achen, schneeweiß aber noch die Ferner und Gletscher, womit einer der hohen Berge immer dem andern über die Schulter guckte. Abends wurden die leuchtenden weißen Spitzen oft sogar glühend rot, röter als die Alpenrosen zu ihren Füßen.

So war es seit Menschengedenken gewesen. Aber keiner hat sich wohl jemals so darüber gefreut und gewundert, wie es der Ferdl jetzt tat. Der stand früh mit der Sonne auf und lachte ihr ins blizende Gesicht, und abends wollte er nicht ins Bett gehen, bis er sich an den glitzernden Sternen satt gesehen. Von früh bis spät ward er nicht fertig mit Jodeln und Fragen und Schauen und wieder Schauen.

Das war kein Wunder. Der Ferdl war in einem Lande gewesen, wo es eben gar nichts zu schauen gab, wo es dunkel war wie in einem Schacht — drei lange Jahre! Das heißt, aus dem Tal mit dem himmelblauen Flachs und den schneeweißen Achen war er nicht etwa herausgekommen. Das Land, in dem er gewohnt, war nur für ihn ein Land dunkler, dunkler Nacht. Ferdl war blind gewesen. Als er vier Jahre alt war, hatte es begonnen. Seine großen, braunen Augen

hatten allmählich dichte, weißgraue Vorhängchen vorgezogen. Dann hatte er einmal wimmernd und schluchzend geklagt, daß es gar nicht Tag werden wollte, und die bitteren Tränen der Mutter waren in die Morgensuppe gefallen, die vor dem Ferdl stand, und die der Ferdl doch nicht sah. Hinaus in den blizenden Sonnenschein hatte sie ihren Buben getragen, aber auch da war es stockdunkel um ihn, und er schrie immer lauter und lauter: „Mein Mütterchen, mein Mütterchen! O trag mich doch ans Licht!“

Das konnte die arme Mutter nicht. Drei Jahre lang mußte sie ihren Buben im Dunkeln lassen; in ihrem Schmerze glaubte sie sogar für immer, denn der alte Doktor, der in dem Tale wohnte, hatte ihr gesagt, gegen die Augenkrankheit, die ihren Ferdl befallen, sei nichts zu tun. Für immer im dunkeln Lande, für immer ohne Sonnenschein! Wie es der Ferdl auch geduldig trug, wie liebevoll und heiter die Mutter ihn auch zu trösten suchte, während sie im stillen weinte, es war für beide doch namenlos schwer. Die Frau war eines armen Holzschnitzers und Bergführers Witwe und hatte sich vom Kristallsuchen und Edelweißpflücken ernährt; damit war's nun aus. Denn von einem blinden, lieben Kinde weg kann eine Mutter nicht halbe Tage lang fort auf die fernen Höhen. Sie blieb zu Hause und spann Flachs für die reichen Bauersfrauen. Das brachte nicht viel ein. Aber die treue Mutter dachte: „Das ist das einzige Glück, daß mein Ferdl nicht sieht, wie wenig ich esse.“ Für ihn war immer reichlich genug da und für seinen Trost und einzigen Freund, den kleinen häßlichen, struppigen Pinsch, auch.

Der ließ seinen armen, blinden Herrn nicht einen Augenblick im Stich; treu hielt er zu ihm, schmiegte sich an ihn, ließ sich von ihm necken und neckte ihn wieder, zupfte ihn und bellte wie toll, sobald jemand an der Hütte vorbeikam, damit der Ferdl nur ja immer genau wisse, es sei etwas los.

Als der fremde Doktor zum erstenmal an der Hütte vorbeikam, meldete dies sofort des Knaben treuer Freund; er war wie von Sinnen, als ahne er, wie wichtig dieser Augenblick für Ferdls Leben sei, als wolle er dem armen Buben sagen: „Du, jetzt kommt das Glück!“ und dem Manne: „Sieh dir den Buben genau an, der ist blind! Geh ja nicht vorbei!“

Ein einziger Blick des eilenden Wanderers auf das Kind, und er stand wirklich still, seine ganze Eile war aus; er hatte nichts Nötigeres zu tun, als rasch in der Hütte einzufehren, den blinden Jungen lange auf dem Schoße zu halten, lange und genau dessen starre Augensterne zu betrachten und dann lange, gut und froh mit der Mutter des Buben zu reden.

Diese Stimme! Wie die allein schon wohlthat! Wie die allein schon klang! Wie lauter Trost und Kraft und Mut. Und jedes Wort, das die klangvolle Stimme sprach, war die reinste Seligkeit.

Ferdl sollte sehend werden! Bald schon! Ein Doktor aus München war der freundliche Mann, ein Augenarzt, der Tausenden das verlorene Licht der Augen durch seine Kunst wiedergeschenkt. Das neue, schnee-weiße Haus aus Zirbelholz da am Waldrande, das im vorigen Jahre gebaut worden, war sein Heim. Darin wollte er alle Jahre ein paar Sommermonate leben

mit Frau und Kind. Mancher seiner Kranken sollte dann hierher kommen zu ihm ins stille Tal, das leidenden Augen so wohl tat mit seinen fastiggrünen Matten. Der erste Kranke aber, dem er hier helfen wollte, sollte Ferdl sein.

Der Ferdl sprang, als er das hörte — o, wer weiß wie hoch! Und an dem Ferdl sprang der Hund in die Höhe, rein unsinnig vor Glückseligkeit. Er müsse jedes Wort verstanden haben, hätte man wohl angenommen, wenn so etwas möglich wäre. Ein Lärm war's, daß die Mutter ganz gut stumm bleiben konnte, stumm und still vor Dank und Glück. Nur die Hand küßte sie dem Arzte, und die Hand war dann beneßt von ihren Tränen. Er klopfte ihr auf die Schulter, mehrmals auch, ohne zu reden. Aber die Frau verstand ihn. Er meinte: „Du Mutterherz, ich weiß, was du gelitten hast in all den Jahren!“

Vier Wochen später war's schon geschehen. Ferdl war operiert. Die Dunkelheit war weg, und das große, große Wundern und Staunen über die Herrlichkeit der Welt war da. Nein, war es denn möglich? So sah ein Berg aus und so ein Baum und so ein Haus? So lieb die Mutter! So pudzig der Pinsch! Ferdl hatte es wahrhaftig ganz vergessen! Unermüdllich riß er die wieder blanken Gucken, die Fensterlein, durch die die große, weite Welt hereinschaute, auf. Fertig mit Schauen wurden die neugeschenkten Augen nie. Und eigentlich hätten sie genug zu tun gehabt den ganzen Tag von früh bis spät, den einen anzuschauen, den Retter, den der liebe Gott ins Tal geschickt, den Wundertäter, den guten Herrn Doktor! Um zu sehen,

wie's früher war, schloß der Ferdl noch manchmal die Augen und stellte sich vor, wie des Doktors weiche, feine Hand zum erstenmal so zart daran gerührt. Weit riß er sie dann auf, und dem Himmel und den Bergen hätte er dann zuschreien mögen, laut, laut, daß es die schäumenden Nachen übertönt hätte: „Das alles hat er mir geschenkt! Es ist wieder mein, denn ich seh's wieder!“

Er liebte ihn abgöttisch, seinen Herrn Doktor. Was war's auch für ein Mann! So mußte ein König aussehen, so kräftig und stolz und stark! Aber stolz war er nicht, sehr, sehr ernst in seinem Doktorzimmer, freundlich ernst. Aber in seiner Familie, unter seinen Freunden, draußen im Freien, da gab es keinen lustigeren als den. Das ganze weiße Haus war eigentlich ein einziges Fröhlichsein und Lachen. Viele Freunde waren immer da, der Doktor hatte Gäste so gern, und unter den Gästen waren viele, die er aus dem dunklen Lande ins helle Licht herausgeholt. Die konnten's, das Scherzen und Lachen. Gesungen und gespielt wurde im Doktorhause den lieben langen Tag; ein Klavier war darin und eine Zither, und des Doktors junge Frau hatte eine Stimme, so klar und glockenhell! Daß die des Doktors Frau sein könne und Hansis Mutter, hatte der Ferdl erst gar nicht glauben können. Wie eine Mutter sah sie gar nicht aus, wie Hansis große Schwester allenfalls. Sie war ganz wie ein Mädchen, schlank und leicht und schlank, trug weiße, leichte Kleider und einen großen Kranz von Mohnblumen auf ihrem weißen Hute. Wenn die ganze Gesellschaft in die Berge stieg, hatte die Frau ein kurzes, grünes Röckchen an

und einen spitzen, grünen Filzhut auf; allen voran kletterte sie wie eine Gemse. Wer sie erblickte, dem ward's ganz eigen warm ums Herz, so lachte sie mit ihren lieben, glückseligen Augen in die Welt. Wenn sie ihren Mann ansah und ihren Jungen, kam ein Schein in ihre Augen, der war nicht zu beschreiben. „Ich hab' euch lieb — lieb — lieb,“ sagte dieser warme, sonnige Schein. Und wie sollte sie anders, als die zwei lieb haben?

Die Augenkranken, die durch des Doktors Hilfe genesen waren, sagten, es lohne sich schon, wieder zu sehen, damit man den Doktor mit seinem Hansi beobachten könne. Toll war's manchmal, wie die zwei es trieben! Zum ausgelassenen Buben ward der ernste, kluge Herr Doktor mit seinem kleinen Schatze. Das war ein Necken und Scherzen und Spielen und Haschen, ein Jauchzen, daß es nur so die Berge durchschallte.

Diese Doktorsleute! Wo die waren, wohin die gingen, da hörten die starren, steifen, uralten Bergriesen etwas. Im großen Schwarm ging's über die Matten bergauf, bergab. Und dem Schwarme nach trabte unfehlbar wie ein Schatten der Ferdl; der konnte sich von den geliebten Doktorsleuten nicht mehr trennen. Und dem Ferdl nach trabte wie des Ferdl Schatten sein treuer Pinsch.

Um die Erlaubnis, folgen zu dürfen, hatten beide nicht gefragt, weder Kind noch Hund. Aber sie wußten beide: wir dürfen getrost folgen. Ein Band hatte sich geknüpft zwischen dem Retter, dem Arzte, und dem kleinen Geretteten. Einen Blick, so voll Dank, so voll treuherziger, inniger Liebe wie der, mit welchem der

Ferdl ihn ansah, wo er ihn erblickte, versteht ein rechter Doktor gar wohl. Ihm selbst war es im stillen Herzen fröhlich zumute beim Anblick des glückstrahlenden Bübels, dem er die frohe Kindheit wiedergegeben, der ein brauchbarer Mensch werden konnte, dessen Mutter wieder rüstig ihrer Arbeit nachging mit leichtem, sorglosem Herzen.

Weil er ihm so Gutes hatte erweisen dürfen, liebte der Herr Doktor den Ferdl so sehr. Er wollte ihm nun noch mehr Gutes tun, ihn immer im Auge behalten, ihn etwas Ordentliches lernen lassen. Und sein Liebhaben steckte die andern an. Auch die Frau Doktor gewann den Ferdl immer mehr lieb, die Freunde waren ihm gut, freuten sich an seinem seligen Gesichte, an seinem Wundern und Staunen. Sogar Hansi schloß sich ihm endlich nach schüchternem Zögern an, ließ sich von ihm erzählen, wie's im Dunkel gewesen, schenkte ihm Spielsachen, erzählte ihm von der großen Stadt, kurz sagte ihm klar und deutlich, er nehme ihn an zum Kameraden. Zum Freunde nicht! Einen Freund brauchte er nicht, meinte er. Er hatte einen und wollte keinen zweiten. Sein Freund, sein lustiger, heißgeliebter, war sein Vater.

Ja der! Ja der!

Der Ferdl verstand's, daß der Hansi jauchzte, wenn er ihn nur sah. Er hätte ihn wohl auch einmal, ein einziges Mal umarmen mögen, wie der Hansi es alle Stunden durfte.

Etwas Großes müsse er ihm einmal im Leben zuliebe tun, das stand fest in ihm. Wunderbare Sachen dachte er sich aus. Und doch schien ihm nichts wunder-

bar genug. Sein kleines Herz war gar zu voll von heißem Danke.

„Er hat mir ja meine Augen aufgetan!“

Das sagte er sich unermüdet vor, wie er es von einem Freunde des Doktors einst gehört. Der Satz gefiel ihm gar zu gut. —

* * *

Zwei Jahre später ist's. Im weißen Hause im grünen Tale ist's totenstill — kein Lachen, kein Singen, kein Zitherspiel erklingt mehr daraus. Und doch ist's bewohnt. Das zarte Gesicht der Frau Doktor sieht man deutlich am Fenster. Es ist nur so totenblaß; eine Krause von schwarzem Krepp hüllt es ein und macht es noch weißer. Freunde, die das Haus früher mit Leben und Heiterkeit erfüllten, sind nicht mehr zu erblicken. Kein Wunder, denn der Gastgeber ist ja nicht mehr da! Voriges Jahr, kurz vor der Heimreise nach München, ist der Herr Doktor plötzlich gestorben. Eine kurze, heftige Krankheit hat ihn weggerafft.

Das war ein Wehklagen im Tale! So viel Liebe hat sich nicht leicht ein Mensch erworben. An dem Leichenzuge, der gar kein Ende nehmen wollte, hat man's gesehen, an dem Schluchzen, das fast das Kirchenglöckchen übertönte, hat man's vernommen.

Nun ist ein stiller Hügel zwischen all den Gräberreihen auf dem kleinen Friedhose, der ist immer wie kein anderer mit Blumen bekränzt. Ein schwarzer, blanker Stein liegt darauf, der trägt in goldenen Buchstaben des Doktors Namen. Darunter steht ein Vers.

„Kann nichts mehr dir vergüten,
Kann nicht mehr dich erfreu'n,
Kann nur die Hand voll Blüten
Auf deinen Hügel streu'n.

Es ist ein schlichter Bauernvers, auf manchem Grabe in den Alpenälern ist er zu finden. Aber hier auf dem Grabe des Mannes, der so vielen wohlgetan, hat er tiefen, rührenden Sinn.

Eine Witwe, der die Sonne erloschen schien, als sie ihren geliebten Mann begruben, hat ihn setzen lassen. Und täglich steht mit gefalteten Händen, mit tiefgesenktem Kopfe, in grübelndem, trauervollem Nachdenken ein Knabe davor. Der sieht aus, als möchte er den Toten aus der Erde graben, wenn er ihn damit lebendig machen könnte.

Der Ferdl ist's. Ein ganz anderer ist der jetzt als damals vor zwei Jahren. Das frohe Wundern ist ganz von seinem Gesichte verschwunden. Bläß und ernst ist er. Aus seinen blanken Augen sprechen stille Angst, heimliche, tiefe Sorge.

Die Frau — die Frau — Hansis Mutter — was ist's nun mit der? Wird die nie mehr anders blicken als so durch die dicken Tränen, starr und groß ins Weite hinaus? Wird die nie mehr lachen? Nie mehr fröhlich und freundlich mit dem armen Hansi reden, der auch wie verloren ist, der sich ängstigt vor dem todblassen Gesichte seiner Mutter, der allein in die Berge hineinflüßt, himmelan, himmelan, immer weiter und weiter, als ob er seinen frohen Vater suchen wolle, daß dieser die Mutter tröste, obwohl er doch weiß, daß er ihn nirgends trifft, daß der Himmel zu hoch ist und

das Grab zu tief, als daß er noch einmal wiederkehren könnte?

Ferdl's Vater ist auch gestorben, von hohem Grat ist er herniedergestürzt in die Tiefe. Ferdl's Mutter hat damals oft mit gefalteten Händen so starr und stumm dageessen im dunkeln Gewande, im schwarzen Tuche. Aber wenn der Ferdl sie beim Namen gerufen, hat sie ihn auf den Schoß genommen, trauriglieb gelächelt, ihn ans Herz gepreßt, fest, fest, — und sie haben miteinander geschluchzt und einander geherzt und geküßt. Wenige Tage nach des Vaters Tode ist die Mutter an die Arbeit gegangen. Müstig, mutig schritt sie bergan. Wenn sie abends heimkam und ihren Ferdl von den Nachbarn abholte, lag's freundlich wie Abendsonnenschein auf ihrem ernstesten Gesichte. Hansis Mutter aber, — die war ja wie erstorben bei lebendigem Leibe!

Tränenüberströmt, in dunkle Trauerschleier eingehüllt, in Schweigen und Sinnen verloren, war sie voriges Jahr tief im grauen Herbst aus dem Tale in die Stadt gereist, und mit den ersten Frühlingswinden war sie wiedergekommen im gleichen langen, schwarzen Kleide, im gleichen Trauerschor, gleich verweint, gleich verhärmt, gleich starr und still.

Und so war's geblieben. Einsam, schweigsam wohnte sie im weißen Hause, in dem es so still geworden war, wie verzaubert. Nur die notwendigsten Worte sprach sie mit ihrem Jungen und mit der alten Magd, nur zu dem einen Gange durchs Tal nach dem Friedhofe trat sie vor die Türe hinaus. Die Matten konnten locken, wie sie wollten mit ihrer lieblichen, bunten Blumenwirtschaft, die Obstbäume konnten prangen, der Flachs

konnte blauen, die Ferner konnten glühen — sie sah nicht ein einziges Mal danach.

Sieht sie es überhaupt? dachte der Ferdl, der die blasse Frau mit einer Angst beobachtete, wie sie wohl nur selten solch ein Kindergemüt erfaßt. Es begreifen, daß der Doktor nicht mehr lebte, daß seine liebe, frohe Stimme nicht mehr laut durchs Haus erschallen sollte — er wußte ja selbst, wie schwer das war! Für ihn war der Gestorbene immer noch da, lebendig sah er ihn noch vor sich; für ihn lernte er, für ihn strebte er, brav und gut zu sein, fast mehr noch als für die geliebte Mutter; der erste war er in der Dorfschulklasse, obwohl er doch so viel nachzuholen gehabt; ein Mann wollte er werden, wenn auch nun kein Gelehrter, wie der Herr Doktor gemeint, aber ein tüchtiger, ganz kreuzbraver, der seinem Wohltäter zur Ehre durchs Leben ging. Vergüten konnte er seinem lieben Herrn nichts mehr; so stand's auf dem Grabe — so war es wohl — und doch, und doch, — nein, er konnt's nicht fassen — ihm war, als müsse er seinen Dank doch noch abstatten, immerzu, durch alles, was er tat. Ja, ihm war, als rief die Stimme des toten Herrn ihm leise und dringlich, bis ins tiefste Gewissen hinein zu, wodurch er ihn abzustatten vermöchte. Wie eine unsichtbare Hand wies es immer nach dem weißen Hause hin, wo die zwei, Mutter und Kind, nun lebten, so freudlos, so ganz allein. Lustig war's nicht mehr darin, aber jede freie Minute war der Ferdl doch dort und sein Pinsch mit ihm. Mochten Veilchen und Anemonen blühen, mochten die Erdbeeren reifen, mochten die Hirtenbuben jodeln von ihren Matten, — sein Platz war beim Hansi;

mit dem Hansi mußte er spielen, dem Hansi mußte er seine Lesebuchgeschichten vorbuchstabieren, dem Hansi mußte er erzählen, was der Pinsch wieder Närrisches und Drolliges vollbracht, wie er mitten in der Stunde in die Schulstube hineingesetzt aus Sehnsucht nach seinem Herrn — und lauter solche Späße. Sehr eifrig hörte der Hansi nicht zu, mit seiner halben Seele lauschte er immer auf etwas, was nicht da war, mit seiner halben Aufmerksamkeit sah er nach seiner Mutter. Aber Ferdls Bemühungen rissen ihn doch manchmal leise hinein ins Spiel. Oft ging der Ferdl auch ein Stück hinaus mit ins Freie, aus dem Gärtchen fort, aber nicht gern. Wie drollig das war! Fast als täte die Frau ihm leid, wenn sie dieselbe allein ließen, die Frau, die früher so viele, viele Freunde um sich gehabt, und die sich jetzt auch kaum kümmerte um die zwei kleinen Buben.

Aber das war's eben! Das war's, was Ferdls kleines, treues Herz erfüllte mit so heimlicher, unerklärlicher, banger Angst. Da war etwas, was er nicht verstand. Über ihn wegsehen, das mochte wohl gehen, über den Pinsch auch noch allenfalls trotz all der prachtvollen neuen Kunststücke, die der Pinsch jetzt konnte — aber über den Hansi, den armen Hansi! Dem Ferdl war's, als blicke sein toter Herr ihn verwundert und vorwurfsvoll an, daß er's nicht dazu brachte, der Mutter Blick wieder fröhlich wie einst auf ihr Kind zu lenken. Er tat ja, was er konnte. Er schwatzte und schwatzte, daß der Hansi lachen und sein Gelächter die Mutter aufwecken sollte aus ihren dunklen Träumen. Aber mit dem Hansi war das so schwer — der Hansi

war auch so eigen. Ein besonderer Junge war er immer gewesen, fein, still und scheu, nur überfließend von Wonne und Lebenslust, wenn sein Vater mit ihm tollte — gegen die Mutter mehr still, zärtlich. Nun war er samt der Mutter verstummt. Etwas war in seinem Wesen, etwas sprach aus seinen großen, ernsten, tiefblauen Augen, was dem Ferdl das Herz zerriß. Wenn er's einmal ausgesprochen hätte! Aber das konnte er ja wohl kaum! Erst sechs Jahre alt war er ja, wenn er auch so ernst und nachdenklich blickte wie ein ganz erwachsener Mensch. Große Sehnsucht war's nach dem fröhlichen Vater, die sein Herz erfüllte. Das wußte Ferdl wohl. Aber noch etwas daneben, etwas so Angstvolles, Banges: die Mutter mit ihrem weißen Gesichte, in ihrem tiefschwarzen Kleide, mit ihren unaufhörlich flutenden Tränen — um die tat dem Hansi das Herz so weh. Und die Mutter sah es nicht!

Aufreißen aus ihrer Trübsal hätte der Ferdl sie mögen, sie zupfen, sie wecken, ihr laut ins Ohr rufen: „Sieh dir doch den armen Hansi an!“

Ferdls Angst ward immer größer. Zweimal war der Hansi schon der alten Magd entwischt und in die Berge gelaufen, während Ferdl auf der Schulbank saß. Da soll man die Ohren spitzen, aufpassen, ein Muster-schüler sein, während das Herz einem nur so trommelt vor Unruhe und Bangigkeit!

Hansis Mutter hatte nichts erfahren von diesen Ausreißereien. Aber ihm hatte es die Lina brühwarm erzählt. Er sollte den Hansi tüchtig schelten; und er schalt ihn auch, gar herzlich und eindringlich und lieb. Nur daß es nichts half, war dumm. Der Hansi blickte

ernst und träumerisch an ihm vorbei ins Leere, ins Weite. Gar traurig sah sein kleines, weißes Gesicht dabei aus.

Am nächsten Tage war er wieder auf und davon. Wo der Weg am obersten Kapellchen vorbei steil und schmal am Berge in die Höhe geht, mußte der Ferdl ihn auflesen.

Das ging nicht mehr! In solcher Angst konnte er nicht mehr leben. Hansis Mutter mußte er's sagen, wenn Hansi nicht folgte, wenn Hansi tat, als höre er's gar nicht, was er ihm in höchster Aufregung, unter Tränen sagte, alles das, was die eigene Mutter ihm so oft vorgestellt von den Abstürzen und Abgründen, den schmalen, wankenden Brücken über den Nachen, den rollenden Steinen, die unsichere kleine Wanderer in die Tiefe ziehen. Grausig stellte er's dem Hansi vor. Der erschrak aber nicht, blinzelte kaum. So mußte er, mußte er mit Hansis Mutter reden.

O, wie er seinen Mut zusammennahm, drei-, viermal setzte er an:

„Frau, bitt' schön — — —“

Aber die Frau war so tief in schmerzlichen Gedanken, gerade heute. Nein, er gab's wieder auf, es war zu schwer! Feuerrot und verlegen kauerte er sich zum Hansi nieder in die Ecke der großen Veranda, wo sich ihr gemeinsamer Spielwinkel befand. Morgen wollte er reden — morgen ganz bestimmt!

Und morgen war es beinahe zu spät.

Armer Ferdl! Während der Schulstunde, gerade als es im Rechnen kreuz und quer, auf und ab ging im kleinen Einmaleins, ging draußen in den Bergen

ein wütendes Rollen und Grollen los, und in der Schulstube ward es dunkel, beinahe stockfinstre Nacht.

Noch kein Regentropfen! Aber dafür plötzlich ein Blitz wie ein Riesen-„m“ über den ganzen grauschwarzen Himmel.

Sie möchten heimgehen, sagte der Lehrer, obgleich noch ein paar Minuten an der vollen Stunde fehlten. Wenn sie eilten, kämen sie wohl alle noch nach Haus — durchs Wetter könne es dann vielleicht unmöglich sein. Das werde arg.

Da flogen sie!

Und allen voran, fix wie der Wind, der den Staub auf der Dorfstraße aufwirbelte, flog der Ferdl. Nur rasch ein „Grüß Gott, Mutter!“ in die Hütte hinein, dann pfeilschnell, von Angst getrieben, aus dem Dorfe hinaus, den Hang hinan ins weiße Haus.

„Ist der Hansi da?“ Er brauchte gar nicht zu fragen, die Lina stand vor der Tür und sah sich fast die Augen aus nach allen Seiten. Da rief der Ferdl auch schon: „Ich hol' ihn!“ und flog den Bergpfad hinan wie eine Gemse so flink, höher und höher.

Mit gellender Stimme, mit aller Kraft seiner Lungen rief er's durch das Donnergeroll in die Berge hinaus. „Hansi! Hansi!“ Und lauter, immer lauter: „Hansi! Hansi!“

Und keine Antwort kam.

Da stürzte er mit raschem Entschlusse wieder tal-ein. Und dann stand er plötzlich, krebsrot im Gesichte, keuchend, atemlos auf der Schwelle von der Stube der Frau Doktor.

„Frau,“ schrie er, so laut er noch konnte, „wo ist

der Hansi? Das Unwetter in den Bergen geht los, und furchtbar wird's! Und der Hansi — der Hansi — der ist fort!“

Die Frau sah auf, wie aus einem Traume erwacht.

Den Kopf auf beide Hände gesenkt, laut schluchzend, hatte sie eben wieder an dem kleinen Schreibtische gesessen vor ihres Mannes Bild und hatte geklagt: „Mein lieber, lieber Mann! Komm wieder oder hol' mich! Ich kann nicht leben ohne dich!“

In seiner ganzen Kraft und Schönheit und Güte glaubte sie ihn vor sich zu sehen.

Und da rüttelte sie der Ferdl auf einmal auf mit seiner gellenden Stimme. Es gab ihr einen Schrecken bis ins allertiefste Herz hinein, denn es war ihr, als wenn der geliebte Mann sie plötzlich ernst, wie nie in seinem Leben, anblickte und sie streng fragte: Wo ist der Hansi?

„Um Gotteswillen!“ schrie sie auf, denn mit einem einzigen Blicke hatte sie die Wettergefahr draußen gesehen und erkannt.

Und so schnell hatte sie sich wohl im Leben noch zu nichts ermannt wie jetzt zum Gehen. Gar kein Besinnen — ein paar rasche Worte der Verständigung zwischen ihr und Ferdl — dann fort!

In den Bergen irgendwo müsse der Hansi sein, berichtete der keuchende Bube. „Da läuft er ja herum seit ein paar Tagen!“

„O Frau!“ schrie er mit herzenstiefer Innigkeit. Die dicken Tränen purzelten ihm über die Wangen. Und dann ging's los, haltlos wie eine stürzende Ache.

Das erste Wort war ja gesprochen, die Schüchternheit gebrochen. Die Frau hörte ja auf ihn!

O, was das mit dem Hansi sei, sagte er, solch ein Jammer! Seit ein paar Tagen sei dies Ausreißen schon bei ihm im Schwang. Seinen Vater wolle er wohl suchen und wisse doch keinen Steig, das arme Lümpl, das arme Hascherl! Und blaß und arm sei's eh genug, auch ohne daß sich's Arme und Beine breche in tiefer Schlucht.

Und heißer flossen seine Tränen. Und dabei wuchs sein Mut, und es überkam ihn die Reckheit zu inbrünstigem Flehen:

„Frau,“ schrie er hinter der eilenden, fliegenden Frauengestalt her, der er nachjagte mit den strammen, kleinen Beinen mit aller Kraft, „wenn wir ihn finden —“

„Hansi, Hansi!“ rief die Frau, daß es mächtig durch die Berge scholl. Sie liefen nun förmlich um die Wette miteinander und obendrein um die Wette mit dem Sturme. Und über den Sturm hinweg schrie der Ferdl der Frau in die Ohren: „Wenn wir ihn finden, gelt, dann lachen Sie ein einziges Mal wieder? O bitt' schön! O bitt' schön! Dem Hansi tät's so gut! Dem ist gar so bange, wenn er Sie anschaut! Der geht ein, Sie werden's sehen, wenn gar niemand mehr mit ihm lacht! Und auch einmal wieder singen! Bitt' schön, Frau, damit er's ein bißchen vergißt, was geschehen ist! Zu traurig ist's! Und früher — da war's so schön!“

Nach Luft schnappend, schrill und laut brachte er's heraus. Und die Stimme der Mutter rief immer dazwischen: „Hansi! Hansi!“ immer sehnender, angstvoller,

bis ein müdes Stimmchen ganz verwundert unter einem Steinvorsprunge her antwortete: „Mama, hier bin ich, suchst du mich?“

Als die Frau Doktor ihren kleinen Hans unter sanft herniederrauschendem Regen flink zu Tale trug, sprach sie kein Wort. Aber wie war es nur? Dem Hans, der an ihrem Herzen lag, war es ja so wohl, als hätte sie tausend wundervolle, liebe, frohe Schmeichelworte zu ihm gesagt. Und dem Ferdl war's auch so wohl. Hansis blondes Köpfschen huschelte sich so traut an der Mutter Gesicht, und die Mutter sah das zarte Gesichtchen ihres Buben mit einem so milden, traurig-frohen Blicke an. So hatte seine Mutter ihn angeschaut vor langer, langer Zeit, als sein Vater gestorben war. Und danach hatte sie zu schluchzen aufgehört. — Die Frau Doktor hatte freilich längere Zeit gebraucht!

Aber nun war's so weit. Und immer besser werde nun alles werden: der Ferdl fühlte es in seinem Herzen mit großer Sicherheit. Wie wundervoll es ward, was ihm Hohes widerfuhr, konnte er freilich noch nicht ahnen.

Am Grabe seines Wohltäters geschah's. Der Hansi war ein paar Tage krank gewesen, und sein Mütterlein hatte lieb und traulich an seinem Bette gesessen, hatte ihm leise vorgesungen, heiter mit ihm gespielt, ihn zärtlich gepflegt.

Nun war Hansi gesund, und nun gingen sie zum erstenmal zusammen durchs Tal, des lieben Vaters Grab zu besuchen. Ferdl durfte dabei sein, und da widerfuhr ihm die Ehre. Die Frau Doktor fuhr ihm mit der zarten Hand liebevoll über das braune Kraushaar und